

Epos unserer Zeit

George R. R. Martin ist der Erfinder von «Game of Thrones». Auch seine Romane, die den Stoff zum Serienhit liefern, machen süchtig. Wie denkt der geniale Erzähler? Wir haben ihn besucht. *Von Denis Scheck*

Wer hätte als gläubiger Katholik noch nicht davon geträumt, den Vatikan in die Luft zu jagen? George R.R. Martin, ein siebzig Jahre alter US-Amerikaner, geboren und aufgewachsen in der erzkatholischen Hochburg Bayonne in New Jersey, hat sich diesen Traum erfüllt. Allerdings liegt sein Vatikan nicht in Rom, sondern in Königsmund, der Hauptstadt der Sieben Königslande in Westeros...

Sollten Ihnen Westeros, die Sieben Königslande und Königsmund böhmische Dörfer sein, müssen Sie die letzten sieben Jahre in Medienquarantäne auf dem Mond verbracht haben. Wann immer ich die Klage höre, früher seien die Romane komplexer, die Charaktere differenzierter, die Handlungsvolten überraschender gewesen, mit anderen Worten die alte Lorient-Leier, dass früher mehr Lametta am Baum der Literatur hing, denke ich an George R.R. Martins Romanzyklus «Das Lied von Eis und Feuer». Und Lorient

und seine verzweifelte Fernsehansagerin, die sich um eine kurze Handlungszusammenfassung einer britischen Fernsehserie bemüht, fällt mir auch ein, wann immer ich zu erklären versuche, wovon Martin in seinen Romanen erzählt.

Wie Martin seine Rache am Vatikan ins Werk setzt, lässt sich beispielsweise kaum anders als in diesen dürren Worten zusammenfassen: Während in Westeros der Krieg der fünf Könige um den Eisernen Thron tobt, weiss Cersei



Star-Autor Martin.

«Stattdessen bekam ich dieses blöde Internet.»<

Lennister, dass noch aus der Zeit des irren Königs Aerys II. Targaryen Dutzende Fässer See- feuer unter der Grossen Septe von Baelor in Königsmund lagern, und als der inzwischen zum Hohen Septon avancierte Hohe Spatz mit den meisten Angehörigen der Familie Tyrell, darunter Königin Margaery, sowie der Hand des Königs sich darin versammeln, um über Cersei wegen Inzests, Ehebruchs und Mordes zu Gericht zu sitzen, zögert die skrupellose Cersei nicht, ihren Racheplan in die Tat umzusetzen. Nachdem Cerseis Sohn, König Tommen, dies alles mit eigenen Augen aus seinen Gemächern im Roten Bergfried hat mitansehen müssen, legt er seine Krone ab und springt aus dem Fenster in den Tod... wodurch der Weg frei wird für Cerseis Thronbesteigung. Alles klar?

Tolkien-Initialen sind Zufall

Ausgedacht hat sich die Welt von Westeros der 1948 geborene

George Raymond Richard Martin. Dass sein Name dieselben Mittelinitialen wie John R.R. Tolkien aufweist, ist Zufall; dass Martin es auch, was die Verkaufszahlen anlangt, mit dem Schöpfer von Mittelerde aufnehmen kann, nicht. Sein Romanzyklus «A Song of Ice and Fire» lieferte die Vorlage für die erfolgreichste Fernsehserie der Welt. Im April läuft auf HBO das Finale von «Game of Thrones», ein in die Milliarden gehendes Publikum ist den letzten sechs Folgen gewiss. Zugegeben, der Einstieg in Martins Romanwelt erfordert einiges an Aufmerksamkeit und Konzentration, so wie alle literarischen Weltenbauer von Tolstoi bis Tolkien ihren Leserinnen und Lesern anfangs durchaus Mühe abverlangen.

Doch das Suchtpotenzial ist enorm. Einmal am Haken, legt man Martins Bücher nicht mehr aus der Hand – was nicht zuletzt daran liegt, dass diese Romane verblüffend politisch sind. Eine überzeugendere Einführung in den Ausgleich widerstreitender Interessen, das Schmieden grosser Koalitionen, das Spinnen von Intrigen und die hohe Kunst des Kompromisses lässt sich in der Spannungsliteratur der Gegenwart nicht finden. Aus diesen Romanen kann man mehr über den politischen Alltag erfahren als aus der Zeitung.



«So was braucht Zeit»: «Game of Thrones».

Meine Lieblingsfigur und die vieler Leser ist der Zwerg Tyrion Lennister, ein raffinierter, ja regelrecht abgefeimter Politiker, eine tragische Gestalt – und ein Vaternörder. Als ich George R.R. Martin in Santa Fe besuche, wo er seit 1979 wohnt, möchte ich mit dem Schriftsteller, der in den siebziger Jahren während des Vietnamkrieges als Kriegsdienstverweigerer aus Gewissens-

Literatur-Extra

- 50 Epos unserer Zeit
George R. R. Martin
- 54 Niko Stoifberg
Alles nur geträumt?
- 55 Schweizer Klassiker
Carl Albert Loosli
- 56 Vaters Cliffhanger-Leben
Barbara Honigmann
- 58 Georg Brunold
Was Menschen bewegt
- 59 Sprache
Seid stark



gründen Ersatzdienst leistete, über Politik und Fantasy sprechen. «Ich hoffe, meine Leser zum Nachdenken über politische Fragen zu bringen», so Martin. «Viele Fantasyromane sind wahnsinnig holzschnittthafte: Aus guten Männern werden gute Könige, aus bösen Männern schlechte Könige. Solche Romane unterstellen, Tugend allein reiche in der politischen Arena

aus. Ich aber wollte, dass es meine Figuren genauso schwer haben wie Politiker in der Wirklichkeit. Wenn zum Beispiel Daenerys Targaryen eine Stadt der Sklavenhändler erobert und sie zu regieren versucht, stellt sie fest, dass gute Absichten allein kein Regierungsprogramm sind. Da gilt es eine Reihe sehr schwerer Entscheidungen zu fällen, und egal, was man macht, die Leu-

te werden einen hassen... Sie verfügt zwar in Gestalt ihrer drei Drachen über die furchterlichste Waffe in Westeros. Aber Drachen versetzen einen nicht in die Lage, die Armut abzuschaffen, alle dazu zu bringen, einen zu lieben oder ein glückliches Leben zu führen. Man kann mit Drachen sehr gut etwas in Brand stecken. Man kann mit ihnen seine Feinde vernichten, Städte und ganze Kulturen zerstören. Aber Drachen lösen nicht das Problem einer guten Regierung.»

Zu den schönsten medialen Blüten, die der Erfolg der Fernsehserie hervorbrachte, zählt eine Visite einer echten Königin am Set von «Game of Thrones». Als Königin Elizabeth II. am 24. Juni 2014 zusammen mit Prinz Philip in Belfast die Dreharbeiten besuchte, fiel ihr sichtlich skeptischer Blick auch auf einen Thron, den sie nicht gewohnt war: den Eisernen Thron, bestehend aus Aberhunderten Schwertern, Schwertscheiden und Schwertgehängen, um dessen Besitz die Romansaga kreist. «Den Besuch der Königin am Set in Belfast habe ich leider verpasst», erinnert sich Martin. «Aber sie war klug genug, sich nicht auf den Eisernen Thron zu setzen. Der Eisernen Thron hält Gericht über jeden, der auf ihm Platz nimmt... Aber sie hat ja zu Hause selber einen Thron, und zwar einen gepolsterten, viel bequemeren. Anders als beim Eisernen Thron riskiert sie auch nicht, seinetwegen den Kopf zu verlieren.»

Martins neue Lässigkeit

George R.R. Martin sieht aus, als könnte er selbst ohne längeren Aufenthalt in Maske und Garderobe bei «Game of Thrones» mitspielen: Vollbart, Prinz-Heinrich-Mütze, schwarze Jeans und schwarzes T-Shirt, Lederweste. Doch seine Kleidung reflektiert weniger seine Neigung zur Fantasy oder zum Steampunk als einen anderen Aspekt der Popkultur: Martin ist ein typischer *deadhead*, ein glühender Fan der Rockband Grateful Dead, die ihn sein halbes Leben lang begleitet hat. Jetzt mit knapp über siebzig wirkt Martin ausgerechnet so, wie er es die längste Zeit ziemlich vergeblich angestrebt hat: cool. Diese neue Lässigkeit hat viel damit zu tun, dass er den Produzenten von «Game of Thrones» freie Hand bei der Entwicklung eigener Handlungslinien für das Ende der Fernsehserie gab und sie vom Fortgang des Romanzyklus entkoppelte. «Lange Zeit kam ich mir vor wie jemand, der Gleise legen muss für einen Zug, den er bereits kommen hört. Der Zug war die Serie. Ich hörte sie heranrasen, ich hörte das Pfeifen der Lok, ich sah den Rauch aus dem Tal nebenan. Ich denke über Geschichten nach, seit ich mir als Zwölfjähriger Comic-Stories für Fanzines ausgedacht habe. Und wenn man sich über Geschichten den Kopf zerbricht, dann existieren sie für den Autor in seiner Vorstellung in nahezu platonischer Perfektion. Eine unglaubliche Geschichte: magisch, wunderschön und

wirklich vollkommen. Aber dann setzt man sich hin und versucht, sie aufzuschreiben, damit auch andere Menschen sie sehen können. Das ist fast wie ein Übersetzungsvorgang. Man versucht, einen Traum Gestalt annehmen zu lassen. Und in diesem Prozess geht immer etwas verloren, da spürt man seine Schwächen. Über kurz oder lang muss man die Geschichte loslassen, sonst poliert man ewig an ihr herum und überarbeitet sie immer mit der Idee, diese platonische Vollkommenheit zu erlangen, die keinem Menschen gelingen kann. Ich bin sicher, wenn Shakespeare heute lebte, würde er sagen: «Mensch, in meinen Stücken gibt's ein paar Stellen, da würde ich gern noch mal drübergehen. «Titus Andronicus» – da hab ich ein ganz schönes Kuddelmuddel angerichtet.»

«Heute ist das Mainstream»

Auch wenn der Druck, neuen Stoff für die Serie zu liefern, nun von George R.R. Martin genommen ist, und er «nur» noch die beiden Abschlussromane schreiben soll, geht es vielen Martin-Lesern nicht schnell genug. Das lange Warten seit dem 2011 erschienenen fünften Band, «A Dance with Dragons», hat zu Spekulationen über seinen Gesundheitszustand geführt und ob er in seinem Alter überhaupt noch in der Lage sei, den Zyklus zu beenden. Manche seiner Leser nahmen ihm sogar übel, dass er öffentlich auftrat und an anderen Büchern und Projekten schrieb als an «A Song of Ice and Fire». Gerade hat Martin seine Leser mit «Feuer und Blut» überrascht, einem Buch, das sich zu «A Song of Ice and Fire» wie Tolkiens «Das Silmarillion» zu «Der Herr der Ringe» verhält: Fantasielose Konsumenten meckerten, für echte Fans sei die Vorgeschichte zu der Saga des Drachenthrons, ein fiktionales Geschichtswerk über die Eroberung Westeros durch die Targaryens aus der Feder des Erzmaesters Gydayn, ein Fest.

Aber die Nörgeleien gehen Martin sichtlich unter die Haut. «Ich glaube, vor zwanzig Jahren wären diese Reaktionen anders ausgefallen. Vieles davon hängt mit dem Internet zusammen. Ich werde jetzt immer mal wieder gefragt, ob ich überhaupt noch so lange leben würde, um die Romanserie abzuschliessen. Das finde ich schon ziemlich beleidigend. Jedenfalls beantworte ich diese Frage nicht mehr. Natürlich bin ich älter geworden, seit ich vor 25 Jahren mit den Westeros-Romanen begonnen habe. Ich schreibe nicht mehr so schnell wie früher. Es ist eine grosse Geschichte mit einem riesigen Figurenrepertoire, sehr komplex, angesiedelt in den Sieben Königreichen von Westeros, meiner Version von Mitteleuropa, wenn man so will. An manchen Tagen wache ich auf und denke mir: Mussten es denn wirklich die Sieben Königreiche von Westeros sein? Hätten nicht auch fünf genügt? Dann wäre alles ein bisschen einfacher. Aber ich



«Klug genug, sich nicht auf den Eisernen Thron zu setzen»: Elizabeth II. am Set von «Game of Thrones».

jongliere nun mal mit sehr vielen Kugeln, und manchmal mache ich einen Fehler, dann fällt mir eine Kugel auf den Kopf, und ich muss ein paar Schritte zurückgehen, die Handlung neu konzipieren und von vorn anfangen. So was braucht Zeit.»

Für die längste Zeit seiner Autorenkarriere bedeutete Geld für Martin Zeit zum Schreiben. Jetzt hat Martin Geld, viel Geld, also lässt er sich viel Zeit. Und denkt darüber nach, inwiefern sich seine Träume von der Zukunft, die er als kleines Kind hegte, in unserer Gegenwart verwirklicht haben. «Ich hatte immer ei-

«Ich wollte, dass es meine Figuren genauso schwer haben wie Politiker in der Wirklichkeit.»

ne Schwäche für das «verrückte Zeug», wie mein Vater Science-Fiction, Fantasy und Horror nannte. Diese Literatur entführte mich in Welten, die ich mir nie hätte erträumen können, sie riss mich aus der Arbeiterstadt Bayonne in New Jersey, wo ich aufwuchs, hinaus zum Mars mit John Carter, nach Mitteleuropa mit Frodo oder ins hyborische Zeitalter mit Conan dem Barbaren, ich durfte das All durchqueren und mit Piraten kämpfen. Diese Literatur schenkte mir tausend erfüllte Leben. Aber damals stand ich mit meinem Interesse dafür ziemlich allein. Das war eine Sache für die Freaks, die Nerds, die Aussenseiter, die komischen Typen. Heute ist das Mainstream – die Freaks haben gewonnen. Heute beherrschen wir die Welt!» Martin lacht so heftig, dass ein Beben seinen kugeligen Körper durchläuft. «Aber wenn ich an meine damaligen Visionen von der Zukunft denke... Ich erträumte mir eine Zukunft mit Abenteuern, Aliens, inter-

stellaren Reisen zu einer Vielzahl bevölkerter Planeten... Stattdessen bekam ich dieses blöde Internet und die sozialen Netzwerke mit ihrer Tendenz zu Häme und Niedertracht. Das ist nicht die Zukunft, von der ich träumte. Manchmal denke ich, man hat mir meine Zukunft gestohlen!»

«Schmutzige Pornografie»

Von Bayonne aus ist New York City zum Greifen nah – aber Martins Eltern besaßen kein Auto, ja noch nicht mal einen Führerschein. So blieb New York für ihn so gut wie unerreichbar. «Als kleiner Junge lag ich oft am Ufer des Kill Van Kull und starrte in den Nachthimmel. Orion war das erste Sternbild, das ich kannte. Ich betrachtete den blauen Rigel und den roten Beteigeuze und überlegte mir, ob da oben auch jemand war, der jetzt zu mir heruntersah. Man spricht im Zusammenhang mit Science-Fiction oft vom sogenannten *sense of wonder*. Für mich ist *sense of wonder* das Gefühl, das mich überkam, als ich im Gras am Kill Van Kull lag und über das Licht der fernen Sterne sinnierte. Ich fühlte mich gleichzeitig ganz gross und ganz klein, einerseits sehr traurig, aber auch seltsam berührt und ein bisschen erhaben. Gute Science-Fiction kann mir dieses Gefühl ebenfalls vermitteln.»

Für den routinierten Erzähler Martin ist die Frage, ob eine Geschichte nun eher der Science-Fiction oder der Fantasy zuzurechnen sei, reine Kulissenschieberei. «William Faulkner hat in seiner Nobelpreisrede gesagt, das Einzige, worüber es sich zu schreiben lohne, sei das menschliche Herz im Widerstreit mit sich selbst. Ich halte das für wahr. Das war immer mein Credo. Die grossen Geschichten handeln von Menschen, die Entscheidungen treffen über Leben und Tod, zwischen Gut und Böse,

und die dann mit den Konsequenzen leben müssen; von Menschen, die sich mit ihrer Sterblichkeit auseinandersetzen müssen und mit der Frage, wie man sein Leben führen soll. Ob diese Geschichten dann in einem Raumschiff oder auf einem Schloss spielen oder ob da ein Vampir dabei ist, ist völlig wurst, es kommt auf das menschliche Herz im Widerstreit mit sich selbst an. Alles andere ist eben Beiwerk und Kulisse. Manche dieser Kulissen machen mehr Spass als andere. Wenn ich zum Beispiel über Drachen schreibe, schreibe ich ja nicht wirklich über Drachen, es gibt keine Drachen. Ich benutze sie als Metapher, als Symbol.»

Nicht nur wegen seiner lebenslangen Auseinandersetzung mit den Folgen organisierter Religionsausübung ist George R. R. Martin immer wieder angeeckt und hat sich Ärger mit externen und internen Zensoren in Redaktionen, Lektoraten und Fernsehstudios eingehandelt. Anfangs erregten auch die Sexszenen in seinen Romanen und den Drehbüchern zu «Game of Thrones» Anstoss. «Das treibt mich manchmal zur Verzweiflung», so Martin. «Das ist die alte amerikanische Prüderie, möglicherweise ein Erbe der starken religiösen Tradition im amerikanischen Denken. Die Sexszenen in meinen Büchern ziehen viel mehr Kritik auf sich als die Gewaltdarstellungen. Wenn ich detailreich beschreibe, wie eine Axt in einen menschlichen Schädel eindringt, regt das niemand auf. Aber wenn ich ebenso detailreich beschreibe, wie ein Penis in eine Vagina eindringt, bekomme ich Briefe, in denen steht: «Ich werde Ihre Bücher nie wieder lesen, das ist schmutzige Pornografie, bis zu dieser Szene hat es mir gefallen, aber dann musste ich den Roman weglegen.» Meiner Ansicht nach zeigt das eine traurige Wahrheit über Amerika. Penisse, die in Vaginas eindringen, haben im Verlauf der Geschichte vielen Menschen grosses Vergnügen bereitet, Äxte, die in menschliche Schädel eindringen, haben dagegen selten irgendjemandem zum Vorteil gereicht.»

Ich kenne George R. R. Martin seit Anfang der achtziger Jahre. Sein deutscher Agent Werner Fuchs hatte uns auf einer Science-Fiction-Con miteinander bekannt gemacht. Damals war Martins Karriere gerade auf ihrem absoluten Tiefpunkt angelangt. «The Armageddon Rag» hiess der Auslöser des Desasters. Es gibt nicht wenige Martin-Leser, die diesen Roman um eine fiktive Rockband, den nach den Ringgeistern aus Tolkiens «Der Herr der Ringe» benannten Nazgûls, für seinen besten halten. Nur wollte ihn niemand kaufen. Dabei hatten Martin und sein Verlag gerade mit diesem umfangreichen und anspruchsvollen Buch darauf spekuliert, endlich den Massenmarkt zu erobern. Aber «The Armageddon Rag» wurde eine totale Pleite, und die Katerstimmung war danach so gross, dass Martins Agent mit dem Exposé für seinen nächsten Roman Verlag um Verlag abklapperte, ohne dass irgendein Lektor anbiss.

So kam es, dass der mit den renommiertesten Genre-Preisen wie dem Hugo, dem Nebula Award, dem World Fantasy Award und dem Edgar Allan Poe Award überhäufte George R. R. Martin Ende dreissig als Schriftsteller kommerziell gescheitert war. In den USA gibt es für solche Autoren einen Ort. Dieser Ort heisst Hollywood. Zehn Jahre arbeitete sich Martin dort in der Fernsehhierarchie nach oben, vom einfachen Autor für Serien wie «The Twilight Zone» zum Executive Producer von «Beauty and the Beast», und sanierte so seine zerrütteten Finanzen. Dann veröffentlichte er 1996 unter dem Titel «A Game of Thrones» den ersten Roman seines auf sieben Bände angelegten Zyklus «A Song of Ice and Fire». 22 Jahre später warten wir angefixten Leser immer noch auf die ausstehenden beiden Bände...

Faszination für religiöse Themen

Wer sich für Science-Fiction, Fantasy und Horror interessiert und diese literarisch ernst nimmt, ist Kummer gewohnt. Nicht nur im deutschsprachigen Literaturbetrieb herrscht eine schwererträgliche Bigotterie, die Bücher eben nicht nach ihrem Inhalt, sondern nach ihrem Titelbild beurteilt. Am bündigsten brachte diese unsäglichen Praktiken der Amerikaner Kurt Vonnegut einmal auf den Punkt, der sich in den sechziger Jahren weigerte, seine Bücher als Science-Fiction vermarkten zu lassen, solange Verlage und Kritiker dieses Genre als «ihr Pissbecken» benutzten. Ein halbes Jahrhundert später hat sich daran wenig geändert.

Auch wenn seine Romane die deutschsprachige Kritik bislang kaum erreicht haben, kommerziell hat es Martin mittlerweile längst geschafft. Das nimmt aus europäischer Perspektive bisweilen skurrile, aber immer liebenswerte Formen an. Aus dem Reihenhäuschen in Santa Fe, dessen Hypotheken ihm Anfang der achtziger Jahre über den Kopf zu wachsen drohten, sind inzwischen drei Häuser im Pueblo-Stil geworden. Allein sein Briefkasten in Form einer mittelalterlichen Burg ist grösser als manches Taubenhäuschen eines echten Schlosses in Deutschland. Und eines seiner Domizile enthält Martins Sammlung heissgeliebter Plastikfiguren in terrarienähnlichen Glaskästen, Dioramen mit Dinosauriern und dem Handlungspersonal von berühmten SF-Filmen und Fernsehserien der fünfziger Jahre wie etwa «Forbidden Planet» oder «Flash Gordon». Es ist nie zu spät, eine glückliche Kindheit zu ...

Apropos Terrarien. Martins beste und meistausgezeichnete Erzählung trägt den Titel «Sandkönige» und handelt von einem Sammler exotischer Lebensformen, der eines

Tages in den Besitz der titelgebenden Wesen gelangt. Diesen dümmlinggrossen Aliens erscheint er wie ein alttestamentarischer Schöpfergott; bald errichten sie ausgedehnte Tempelanlagen, die sie mit dem Antlitz ihres ebenso strengen wie ungerechten Gottes verzieren, der sie hungern und zu seinem und seiner Gäste Vergnügen Kriege untereinander führen lässt. Martin erzählt gern, der Ideenkeim zu dieser Erzählung gehe auf einen Kommilitonen aus seinem Studium an der Northwestern University in Chicago zurück, der ein Aquarium mit Piranhas besessen habe, denen er zur Gaudi seiner Gäste auf Partys Goldfische verfütterte. Auch wenn Martin in seiner Collegezeit der römisch-katholischen Kirche den Rücken kehrte, hat ihn seine Faszination für religiöse Themen nie verlassen.

In der Erzählung «Der Weg von Kreuz und Drache» spekuliert George R. R. Martin über die Zukunft der katholischen Kirche in einem besiedelten Kosmos der Zukunft und lässt einen Damien Her Varis von den Rittern der Inquisition einem Pater begegnen, der freimütig bekennt, sich einen häretischen Glauben an Judas Ischariot ausgedacht zu haben: «Ihr Lügner erfindet also einen Glauben», empört sich der Inquisitor, worauf der Pater lächelnd antwortet: «Alle möglichen Glauben. Nicht

nur religiöse. Stellen Sie sich das mal vor. Wir wissen, was für ein grausames Instrument die Wahrheit ist. Wir ziehen die Schönheit der Wahrheit tausendmal vor. Wir erfinden Schönheit, Glaubensrichtungen, politische Bewegungen, hohe Ideale, den Glauben an Liebe und Kameradschaft. Das sind alles Lügen. Wir erzählen diese und andere Lügen, zahllose andere. Wir verschönern die Geschichte, den Mythos, die Religion, wir machen alles schöner, besser und leichter zu glauben.

Unsere Lügen sind nicht vollkommen, natürlich nicht. Die Wahrheiten sind zu gross. Aber vielleicht stossen wir eines Tages auf die eine grosse Lüge, für die die ganze Menschheit Verwendung hat. Bis dahin müssen wir uns eben mit tausend kleinen Lügen begnügen.»

Gut möglich, dass diese Sätze das poetische Credo von George R. R. Martin enthalten.



Martins meistausgezeichnete Erzählung «Sandkönige».

Denis Scheck ist einer der bekanntesten deutschen Literaturkritiker. Er moderiert die ARD-Sendung «Druckfrisch».

Mord im Affekt

Niko Stoifbergs «Dort» ist der herausragende Roman des Schweizer Bücherfrühlings. Der Autor behauptet, die ganze Handlung geträumt zu haben. Ist das möglich? Von Rico Bandle



«Es hat sich mir aufgedrängt»: Schriftsteller Stoifberg.

Es ist eine Tragödie von ödipusschem Ausmass. Ein junger Mann verliebt sich in eine Fremde, die er auf der Strasse erblickt. Er läuft ihr hinterher, bis sie mit dem behinderten Kind, das sie begleitet, am See stehen bleibt. Als ihr Telefon klingelt und sie sich kurz vom Kind abwendet, durchfährt ihn ein Geistesblitz: Er packt den kleinen Buben, schmeisst ihn in den See, springt ihm nach, um dann als heroischer Retter mit der Frau in Kontakt zu kommen.

Der Plan geht auf. Bloss: Das Kind stirbt dabei. Und weil dies des Unglücks nicht genug ist, erfährt Sebi Zünd, so heisst dieser Mann, dass er seinen Halbbruder getötet hat, dessen Existenz ihm unbekannt war.

Ödipus, der in der griechischen Sage versehentlich seinen Vater tötet und die Mutter ehelicht, sticht sich als Selbststrafe seine Augen aus, als ihm seine ungeheuerliche Tat bewusst wird. Auch Sebi will der Schuld mit einer Selbststrafe beikommen. Die Mutter des toten Kindes führt ein Luxushotel in den Bergen, das Personal besteht aus lauter Behinderten, die dermassen verunstaltet sind, dass sie dem Blickfeld der Gäste stets verborgen bleiben. Sebi fühlt sich verpflichtet, für das Hotel zu arbeiten, und bleibt im gruseligen Personalhaus gefangen, wie in einer Geisterbahn

ohne Ausfahrt, obschon er es theoretisch jederzeit verlassen könnte.

Es ist eine rasante Geschichte um Schuld und Sühne, um Angst und Moral, die der Innerschweizer Autor Niko Stoifberg in seinem Debütroman erzählt. Seine Sprache ist schnörkellos direkt, sein rhythmisches Stakato entfaltet einen Sog wie ein Film von David Lynch. Da ist keinerlei Distanz zum Geschehen, als Leser ist man mittendrin im Geschehen, in der Gefühlswelt des Ich-Erzählers. «Ich bin jetzt für diese Lydia Fischlin, die ich gar nicht kenne, die mir völlig fremd ist, auf einmal der nächste Mensch auf Erden. Ich für sie und sie für mich. Ihr Freund, hat sie gesagt, ihr Freund.»

Dunkles Geheimnis

Sebi verschweigt seiner Geliebten, dass er das Kind in den See gestossen hat – und kann die Wahrheit doch nicht für sich behalten. Zu sehr ist er gequält von der Frage, «ob man fürs eigene Glück jemand ins Unglück stürzen darf», wie er es ausdrückt. Natürlich kann die Antwort nur «Nein» heissen, aber es ist nun mal geschehen. Stoifberg bringt Sebi in eine moralische Extremsituation, aus der es eigentlich keinen Ausweg gibt, und bedient sich dabei Bildern, die in ihrer Intensität nicht nur wir-

ken wie aus einem Albtraum, sondern – so der Autor – tatsächlich einem entstammen.

Stoifberg sagt, er habe diese Geschichte vor zwanzig Jahren geträumt und sofort notiert. Dass Traumotive Einzug in die Literatur halten, hat eine lange Tradition. Auch bildende Künstler werden zuweilen von (Alb-)Träumen geleitet, man denke nur an die Bilder eines Hieronymus Bosch oder eines H.R. Giger. Aber kann ein ganzer, über 300-seitiger Roman einem Traum entstammen? Stoifberg beteuert, dass dem tatsächlich so ist. «Im Traum werden die Sachen plötzlich sehr klar», sagt er. Allerdings nur für kurze Zeit: «Der Traum ist wie eine beschlagene Scheibe, er verflüchtigt sich schnell.» Sowohl bei der ungeheuerlichen Tat Sebis als auch beim Labyrinth der Missgestalten, in das der Protagonist in der Folge

Er ist gequält von der Frage, «ob man fürs eigene Glück jemand ins Unglück stürzen darf».

gerät, kann man sich den Traum gut vorstellen. Aber beides zusammen? «Ich habe wirklich alles in derselben Nacht geträumt, dann die Elemente zusammengefügt und zu einem Roman ausgeschmückt.» Drei Jahre lang hat er an dem Buch gearbeitet.

Am Ende erhält die Geschichte eine überraschende Wendung. Sebi kann sich aus seiner inneren Gefangenschaft befreien, indem er herausfindet, dass er in dem Hotel nicht der einzige ist, der ein dunkles Geheimnis mit sich trägt. Auch andere haben Schuld auf sich geladen. Der Autor stellt ein Gleichgewicht des Schreckens her, das einer Erlösung gleichkommt. Eine raffinierte Konstruktion, die allerdings kaum einem Traum entsprechen kann: Im Traum gibt es nie einen Ausweg, man wacht auf, bevor es zum Äussersten kommt. «Stimmt», sagt der Autor, «den Schluss habe ich mir selber ausgedacht.»

Wenn man zwanzig Jahre lang einen Traum mit sich trägt, sich dermassen intensiv mit ihm auseinandersetzt, was sind die Erkenntnisse daraus? Stoifberg antwortet eher allgemein. «Ich erkenne darin vor allem die Themen, die mich beschäftigen: die Frage der Schuld, die Ungerechtigkeit, dass Leute unter verschiedenen Voraussetzungen geboren werden, dass Leute, die nicht der Norm entsprechen, weggesperrt oder abgetrieben werden.» Er beginnt zu erzählen, über den Trend in Asien, dass junge Frauen ihr Gesicht auf dem Handy für Selfies per Knopfdruck verschönern und dann mit diesem Bild zu Schönheitschirurgen gehen. Ihr virtuelles Selfie-Gesicht soll real werden. «Die Physiognomik nach Lavater wird plötzlich wieder aktuell. Durch die Abtreibung von behinderten Kindern auch die Euthanasie», sagt er. Und er spricht jene von Philosoph Peter Singer ausgelöste Diskussion an, wonach eine Mutter

konsequenterweise das Recht haben sollte, ihren frischgeborenen Säugling zu töten, wenn die Abtreibung und das Töten intelligenter Tiere erlaubt sind. «Das klingt schrecklich, aber absurd ist es nicht. Wir sind sehr scheinheilig bei solchen Themen.»

Niko Stoifberg ist ein Pseudonym, ein Anagramm seines bürgerlichen Namens Koni Gebistorf. Allerdings, so sagt er, auch Freunde würden ihn mittlerweile Niko nennen. Er ist ein eher ruhiger Charakter, ein Grübler, ein sympathischer Nerd. Im Gespräch schweift sein Blick oft irgendwo ins Leere ab, währenddem er bedacht, aber auch mit Witz von sich und seinen Ideen erzählt. Hauptberuflich arbeitet er bei Getabstract, einer von Bestsellerautor Rolf Dobelli gegründeten Firma, die Bücher zusammenfasst, vorwiegend Sachbücher. Sechzig Mitarbeiter zählt das Unternehmen mittlerweile, Stoifberg leitet die englischsprachige Abteilung. Hunderte von Sachbüchern hat er schon durchgesehen.

Eine Art innere Hygiene

Besonders angetan ist er von solchen über Zeitmanagement und Lebensoptimierung. Er gehört zu den Menschen, die den Konsum möglichst einschränken, minimalistisch leben und pingelig auf Ordnung achten. Auch seine Figuren im Roman hat er entsprechend charakterisiert: Wohlstandsmenschen, die sich durch Reduktion dem Überfluss entgegenstellen, eine Art innere Hygiene anstreben. «Das Problem ist», sagt er, «die unendlich vielen Ratschläge zur Vereinfachung des Lebens ergeben in der Summe wieder ein Chaos.» Das Leben kommt der guten Absicht meist in die Quere.

Hätte er ein Problem damit, wenn jemand sein Buch im Stil von Getabstract zusammenfassen und weiterverkaufen würde? «Nein, überhaupt nicht. Natürlich würde ich hoffen, dass die Leute das Buch trotzdem noch lesen, aber ich würde mich geehrt fühlen.»

Jährlich erscheinen rund 100 000 neue Bücher allein im deutschsprachigen Raum. Bei Stoifberg zu Hause gilt die Regel: Ein neues Buch kommt nur dann aufs Gestell, wenn dafür ein anderes weggeschmissen wird. Wollte man böse sein, könnte man ihm vorwerfen, mit seinem Buch selber zum Überfluss beizutragen. «Ich weiss, die Welt braucht mein Buch nicht», sagt er. «Es hat sich mir aufgedrängt, sonst hätte ich es nicht geschrieben.» Für dieses Werk braucht sich Stoifberg allerdings definitiv nicht zu rechtfertigen. «Dort» ist etwas vom Überraschendsten, was die Schweizer Literatur in letzter Zeit hervorgebracht hat.



Niko Stoifberg: *Dort*. Nagel & Kimche. 280 S., Fr. 35.90

Schweizer Klassiker

Wie ein Löwe

In seiner Streitschrift «Anstaltsleben» (1924) plädierte Skandalautor Carl Albert Loosli für die Abschaffung traditioneller Kinderheime. Von Christoph Mörgeli



Hölle der «Erziehung»: Literat Loosli.

Drei Jahre lang suchte der Berner Carl Albert Loosli einen Verlag für seine 162-seitigen «Betrachtungen und Gedanken eines ehemaligen Anstaltszöglings». Die Fremdplatzierung von Kindern ohne Elternhaus in «Rettungsanstalten» hielt die bürgerlich-christliche Gesellschaft damals für das gebotene Mittel, um Kinder am Rand der Gesellschaft auf den rechten Weg zu führen. Geschult an Emile Zola, erhob Loosli – aus der Erfahrung seiner eigenen trostlosen Heimkarriere – mit erschreckendem Realismus und eindringlicher Drastik Anklage gegen die damals üblichen Zwangsmethoden der Jugenderziehung. Physische und psychische Gewalt war oft verbunden mit dem Zuchtmittel eines engherzigen Glaubenseifers. Drill, Willkür, Strafrituale und sexuelle Übergriffe der allmächtigen Anstaltsleiter schienen eher Regel als Ausnahme.

Carl Albert Loosli lässt in «Anstaltsleben» ein verwaistes Kind durch die Gemeindebehörde in ein Kinderheim einweisen. Hier durchlebt es die Hölle einer «Erziehung», die vor allem schlechte Eigenschaften wie Feigheit, Duckmäuserei und Denunziantentum fördert. Die raffiniert abgestuften Strafmassnahmen reichen von Nahrungsentzug, Dunkelhaft und Fesselung bis zu den Prügelstrafen mit dem geflochtenen Ochsenziemer. Später

hat Loosli das in der Schweiz übliche Heimwesen sogar mit den Konzentrationslagern der Nazis verglichen. Die allmächtige, ja gottähnliche Stellung des Anstaltsdirektors beschreibt er mit dem Ereignis eines schrecklichen Unfalls: Ein Jugendlicher schneidet sich bei der Schwerstarbeit des Mähens einen Fuss ab, fleht aber aus Angst vor Strafe die Umstehenden an, es unter keinen Umständen dem «Vater» zu berichten. Looslis Fazit: Die traditionellen Rettungsanstalten sind rettungslos unreformierbar. Eine Platzierung in Familien oder Kleinstheimen mit bis zu vier Personen, ja sogar «ein einigermaßen vernünftig ausgebautes Verdingwesen» sei die bessere Lösung.

Anwaltschaftlich bis beissend satirisch

Die von Loosli derart angegriffene bürgerliche Gesellschaft reagierte pikiert. Er verarbeitete historische Erlebnisse, die bereits 35 Jahre zurücklagen, meinte die NZZ. Und der Kritiker verlange Übermenschliches von den Anstaltsleitern, wenn sie gediegene Erzieher, erprobte Schulmänner, erfahrene Landwirte und kenntnisreiche Verwalter sein müssten. Was Heime und Familienplatzierung betreffe, so sei das Nebeneinander sinnvoller als das Entweder-oder. Immerhin wurde Loosli als Sozialkritiker durchaus ernst genommen. Zumal er mit einer Replik («Ich schweige nicht!») und einer Duplik («Erziehen, nicht erwürgen!») nachdoppelte.

Als überragende Gestalt der Schweizer Literatur wird der Mitbegründer des Schweizerischen Schriftstellerverbands erst in neuerer Zeit gewürdigt. Unehelich geboren und früh verwaist, bildete sich Carl Albert Loosli vor allem in Paris autodidaktisch aus. Als Kunsthistoriker berichtete er wegweisend über Ferdinand Hodler, als Dialektforscher über Aussenseiter in seiner Heimat, dem Unteremmental. Wortmächtig, oft anwaltschaftlich bis beissend satirisch kämpfte er gegen Unrecht, Antisemitismus und Nationalsozialismus. Wie ein Löwe stellte er sich vor die Randständigen und Zukurzgekommenen. Als Journalist prangerte Loosli die Klientelwirtschaft und die Selbstzufriedenheit eines satten Bürgertums an. Und wenn er über den helvetischen Filz herzieht, wirkt er heute noch aktueller als im Furor eines vorsozialstaatlichen Anklägers.

Carl Albert Loosli: *Anstaltsleben*. Rotpunktverlag, 2006. 552 S., Fr. 58.–

Vaters Cliffhanger-Leben

Krisenhaft, spektakulär, grausam: Die in der DDR geborene Schriftstellerin Barbara Honigmann zeichnet in «Georg» ihre familiäre Unrast nach. Von Pia Reinacher



Rasant: Autorin Honigmann.

Er war getrieben, unstet, bindungsunfähig und sowohl im politischen als auch im privaten Leben ein träumender Illusionist – also in jedem Punkt das Gegenteil eines verlässlichen Vaters. Kein Wunder, dass die heute in Strassburg lebende Schriftstellerin Barbara Honigmann sich immer wieder mit dem dominanten Schatten ihrer Kindheit auseinandersetzt. In ihrer eben erschienenen Biografie «Georg» wendet sie sich erneut der familiären Vergangenheit zu. Die Frage, warum sie die geworden ist, die sie ist, trieb die 1949 in Ostberlin geborene Dramaturgin, Regisseurin und Schriftstellerin schon seit ihren literarischen Anfängen um. Als Schriftstellerin vielversprechend gestartet war sie mit dem Erstling «Roman von einem Kinde» (1986), in dem sie in Form von Selbstgesprächen und Briefen die Stationen des eigenen Lebens erkundet. Fast über Nacht wurde sie dafür mit Auszeichnungen überhäuft – Marcel Reich-Ranicki bezeichnete sie als sonderbares, aus dem Rahmen fallendes Talent mit einer starken poetischen Begabung.

Fünf Jahre später befasst sie sich zum ersten Mal mit dem Vater Georg Honigmann. In «Eine Liebe aus nichts» (1991) untersucht sie die eigene Selbstentfremdung, deren Ursachen sie in den Umständen ihrer Kindheit und dem schwierigen Vater ortet. Mit dem Vaterbuch «Georg» zielt sie jetzt mitten ins Zentrum der eigenen

Identität. Es erzählt von der Kälte zwischen Vater und Tochter, vom ambivalenten Verhältnis zu den chaotischen Eltern und von der unüberwindbaren Sprachlosigkeit, die ihr Verhältnis charakterisierte. Gegen Ende seines Lebens lag die Tochter mit dem Vater im unversöhnlichen ideologischen Streit – dass er den «stumpfen Kern des Kommunismus» nicht wahrhaben wollte, konnte sie ihm nicht verzeihen. Als er starb, war sie längst nach Frankreich ausgewandert. Sie wollte die familiäre Unrast hinter sich lassen, aus den politisch engen, starren Verhältnissen der DDR ausbrechen und mit der Teilhabe an der grossen Jüdischen Gemeinde in Strassburg eine eigene Identität entwickeln.

Dass Barbara Honigmanns Leben durch krisenhafte, spektakuläre und grausame Faktoren bestimmt wurde, hat sowohl mit dem Zweiten Weltkrieg, dem Nationalsozialismus, der jüdischen Geschichte, aber auch mit dem unheilvollen Charakter des Vaters zu tun. Sie wurde als Kind deutsch-jüdischer Emigranten geboren. Ihre Eltern hatten die Zeit des Nationalsozialismus im britischen Exil überlebt und waren 1947 nach Berlin zurückgekommen. Der Vater, ein zum Kommunismus konvertierter Jude aus ursprünglich grossbürgerlichen Verhältnissen, hatte sich aus ideologischer Überzeugung zur Remigration in die sowjetische Besatzungszone entschlossen. Er wollte sich nach dem Krieg

am politisch-kulturellen Aufbau der DDR beteiligen. Als Chefredaktor der *Berliner Zeitung*, als DEFA-Autor und als Leiter des Kabarettts Distel spielte er auch tatsächlich eine Rolle in Ostdeutschland – die Kommunisten fanden ihn allerdings zu jüdisch, zu bourgeois, zu extravagant.

Indoktriniert hatte ihn seine damalige Frau, die aus Wien stammende Alice Kohlmann, bekannt unter dem Namen Litz Friedmann, die zuvor mit dem Doppelagenten Kim Philby verheiratet gewesen war, der in England spionierte hatte und später in die Sowjetunion geflüchtet war. Die Mutter, eine geheimnisvolle Person, die selbst immer in der Grauzone der Wahrheit agierte, riet der Tochter, dass sie, wenn sie lüge, immer ganz nahe der Wahrheit lügen solle. Nicht weniger verwirrend, wenn auch aus der gegensätzlichen Perspektive des eigenen gescheiterten Lebens, sind die «Lehrsätze», die der Vater dem Kind vermittelte: «Richte, liebes Kind, Dein Leben heute so ein, dass Du nicht später sagen wirst, oh, hätte ich doch damals – wie es sich Dein armer Vater immer wieder sagt.»

Versöhnung mit dem Inakzeptablen

Arm war der Vater inzwischen geworden: ein gescheiterter Hochbegabter, ein impulsgesteuerter, beeinflussbarer, ambivalenter Realitätsverweigerer. Vier Mal hatte er geheiratet. Die Frauen waren immer dreissig, er wurde älter, die Frauen blieben dreissig. Sie hiessen Rutz, Litz (Barbara Honigmanns Mutter), Gisela (May, die DDR-Sängerin und -Schauspielerin) und Liselotte. Rastlos, beinahe identitätslos, ein Fantast mit Hang zu teuren Autos, humanistischer Bildung als Distinktionsmerkmal und narzisstischer Pseudo-Virilität, schleuderte er von einer Affäre in die nächste. Sein amouröses Leben erwies sich als einziger «Cliffhanger», eine pausenlose Folge von Episoden mit offenem Ausgang und sicherer Fortsetzung.

Barbara Honigmanns rasant geschriebenes Buch setzt ein, als der inzwischen depressiv und misanthropisch gewordene Vater auf dem Boden der Realität gelandet war. Kurz nach seinem 60. Geburtstag musste er in ein möbliertes Zimmer mit Bad im Berliner Stadtteil Hirschgarten ziehen. Als die erst vierzehnjährige Tochter ihn besucht, sitzt er zusammengesunken auf dem Bett, grau im Gesicht, schweigend. Die Tochter steht vor einem Gescheiterten. Sie zahlte im Schatten des elterlichen Lebensdesasters ihren Preis. Mit «Georg» versöhnt sich Barbara Honigmann mit dem Inakzeptablen in ihrer Biografie und verklebt die zerstückelte Kindheit zu einem neuen Bild.



Barbara Honigmann: Georg.
Hanser. 160 S., Fr. 27.90



Operieren auf anspruchsvollem Terrain.

Leben heute

Kunst der Menschenkenntnis

Misstrauen und Argwohn haben sich in der Evolution bis heute hartnäckig gehalten. Wie schätze ich jemanden richtig ein, wie vermeide ich Enttäuschungen? Ich habe in Texten aus den letzten 2500 Jahren nach Antworten gesucht. *Von Georg Brunold*

Wie steht es um Ihre Metakognition und die Ihrer Frau?», fragte mich bei einem Cocktail einmal beiläufig ein Eheberater. Ich war schon etwas über fünfzig, in jenem «Alter der ersten Reife», wie der Vater eines Freundes zu sagen liebte. Zu dieser Zeit erst begann ich mich ernsthaft mit dem zu befassen, was der Eheberater mit seiner gehobenen, ungemein professionell anmutenden Vokabel in die Runde warf: nämlich ob, wann und wie wir über unsere Wahrnehmung und unsere Denkweisen im Alltag, über unsere Verhaltensweisen, Reaktionsmuster und unsere Gefühle nachzudenken und uns dazu auf Distanz zu begeben imstande sind.

Aus meinen Erlebnissen als junger, wie man sagt, Erwachsener waren mir zwei Lehren geblieben. Die erste lautet, dass es in Sachen Menschenkenntnis sehr oft eines Stolpersteins bedarf, um uns einen unserer vielen kleinen Lernschritte aufzunötigen. Gegen eine Täuschung, falls deren Aufklärung erwünscht oder wenigstens zugelassen ist, handeln wir uns eine Ent-Täuschung ein. Bei angenehmen Überraschungen ist der Lerneffekt leider meist weit geringer. Es muss damit zu tun haben, dass Misstrauen und Argwohn sich in der Evolution bis heute hartnäckig gehalten haben. Die zweite Lehre: Zwar kann es nicht sein, dass die Kunst der Menschenkenntnis in ihrer so vielfältigen

Praxis tagtäglich lauter Einsätze einer seltenen Meisterschaft verlangt. Unser Zusammenleben müsste sich allzu schwierig und aufreibend gestalten. Aber einige ihrer Talente müssen dennoch, wenn nicht allenthalben dünn gesät, so jedenfalls ungleich verteilt sein.

Wir operieren also auf anspruchsvollem Terrain. Die sozialen Medien mit ihrer Kultur unausgesetzter Selbstdarstellung haben es nicht einfacher gemacht. Auf uns – Akteure und zugleich Interpreten – stürzen Kaskaden von Ansprüchen herein, und darin droht der minimale Anteil unterzugehen, bei dem wir es mit bewussten Absichten zu tun haben. Kommt dazu, dass wir in solchen virtuellen Foren nicht einfach nur einander beobachten, sondern einander mehr und mehr beim Einanderbeobachten zu beobachten haben. Nein, ein Buch über Menschenkenntnis könnte keine leichte Sache werden, auch wenn meine Verleger mir Jahrzehnte Zeit gelassen hatten, bis einer von mir eines haben wollte. Jetzt aber, da es so weit war?

Weder Personalchef noch Kriminalinspektor wollen wir werden, wenn wir einmal gross sind. Wir lassen Sherlock Holmes die Kunst, aus zwei gelösten Haarsträhnen und drei Krümeln roter Erde am Sohlenrand die Kinderstube und Karriere jener Frau zu deduzieren, die ihn am Morgen an der Baker Street 221b aufgesucht hat.

Uns interessiert bloss, was Menschen bewegt, was sie antreibt oder bremst, was sie steuert und wie sie dabei mitwirken. Ich hatte also einen Werkzeugkasten zu bestücken oder eine Taschenapotheke, und dies nicht für den Aufbruch in den Ruhestand oder die Verbannung auf die einsame Insel, sondern für eine Rundreise mitten unter Zeitgenossen.

Geist der Psychologie

Die Kunst der Menschenkenntnis ist viel älter als diese ihre Bezeichnung. Im antiken Theater – das war damals, was für uns heute die Medien sind – ging es den Dichtern um Empfänglichkeiten und Empfindlichkeiten des Publikums. Dito für die Redner-Crème unter den Politikern. Ihre Söhne gaben sie den Lehrer-Philosophen in Obhut. Dramaturgie, Rhetorik und die Pädagogik der Letzteren, die sie Ethik hiessen, waren die Disziplinen der Wissenschaft vom Menschen, den sie generisch behandelten, im Kollektiv. Ebenso ihre Geschichtsbücher und Reiseberichte, ergänzt durch Herrscherbiografien mit ihren Kandidaten für die Münzprägung.

Das neulateinische Gelehrtenwort *psychologia* geisterte erst ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im humanistischen Schrifttum herum. Zur Zeit Luthers und der Refor-

mation trat das Individuum auf die Bühne der zwischenmenschlichen Komplikationen, bevor es im 17. und 18. Jahrhundert zum Gegenstand einer neuen Wissenschaft und Kunst aufrückte, die den Namen «Menschenkenntnis» erhielt. Marin Cureau de la Chambre, Leibarzt und Conférencier von Ludwig XIV., hatte, da 44 Jahre älter als sein eminenterer Patient, Zeit zum Studium Gesunder. So ging 1669 von ihm «L'art de connoistre les hommes» in Druck. In deutscher Sprache folgte 1692 Christian Thomasius mit seiner «Wissenschaft, anderer Menschen Gemüther erkennen zu lernen», und von da ist es ein kurzer Weg zu Knigge.

Ein Blick in dessen unerschöpfliches Werk «Über den Umgang mit Menschen» macht sogleich Schluss mit der abwegigen Mär, es handle von den Bagatellen einer Benimmfibel. Dieses Buch allein reicht zum Beweis der Unentbehrlichkeit von Klassikern, aus deren Sachbüchern wir den O-Ton wollen. Ebenso wenig mögen wir das nacherzählt bekommen wie Homer, die «Göttliche Komödie» oder «Romeo und Julia». Unsere Gegenwart ist unsere Herkunft und nichts als fortwirkende Vergangenheit. Ohne Tauchgänge in diese bleibt jene ein Buch mit sieben Siegeln.

Zwischen Gut und Böse

Immerhin ein Viertel meiner Sammlung sind Texte aus unserem noch jungen Jahrhundert. Auch die Konsultation diverser psychologischer Katechismen aus dem letzten kann ein solches Projekt keinem ersparen. Keine Angst, Sie bleiben verschont von den Rezepturen und Mogelpackungsbeilagen der Kader- und Führungskräfte-seminare. Nicht der Stoff, der dort gepaukt wird, ist zum Lachen und zum Weinen, sondern die hochamtliche Heilsgewissheit, mit der zu viele Coachs den Stein der Weisen in der Mappe tragen und ihrer Kundschaft auszuhändigen versprechen. So viele Rezepte es im Überfließen gibt, so viele Rezepte sind selbst Überfließungsversuche, und leichte Fortschritte verspricht nur die Schulung in der ohnedies weitverbreiteten Kunst des Selbstbetrugs und der Selbstüberlistung. Die Stimmung in meiner Textauswahl machen nicht Fachbuchstoffs und theoretische Abhandlungen, sondern Exkursionen in die Kulturgeschichte von Menschenbildern, deren elementare Macht Epochen bildet, über diese hinaus wirkt, sie verbindet und Epochenschritte erhellt.

Unlängst habe ich in der Hamburger Illustrierten *Stern* gelesen, mit meinem Handbuch liessen sich den eben auf der Erde eingetroffenen Ausserirdischen die Eingeborenen erklären. Damit könnte ich zufrieden sein. Doch dazu muss ich sagen, dass sich mein Fundus mit europäischer Kulturgeschichte begnügen muss. Auf deren Boden sind auch die Menschen unterwegs, die das Thema dieses Buches sind. Die wenigen Grussadressen einiger Besucher aus anderen Kulturräumen unterstreichen dies

und halten fest, dass wir nicht alleine auf dem Planeten zugange sind. Aber weder sibirische Schamanen noch Voodoo-Priester aus Haiti werden zu Rate gezogen, und kürzere Ausflüge in die Ethnologie führen nicht nach Übersee.

Vielleicht ist hier noch ein kleiner Disclaimer angebracht? Angezeigt durch keinen Ausserirdischen, sondern meinen Sohn Christian. Er war fünf, als er fragte: «Mama, diese Bücher, die Papa schreibt – ist das alles über ihn?» – «Frag ihn», sagte sie lachend, «er ist es, der sie macht.» Gegen so viel Freiheit ist kein Kraut gewachsen. Das Interesse in einem Handbuch der Menschenkenntnis kann sich darum keineswegs darauf beschränken, wie Menschen beschaffen, zubereitet und ausgestattet sind. Oder bloss auf die immer wieder einmal traurige Wirklichkeit ihres Verhaltens. Es geht auch darum, wie sie sein und was sie tun und lassen könnten, sollten, müssten und was wir rechtens von ihnen erwarten dürfen. An Anstrengungen wie an Unterlassungen. Den mehr und minder glücklichen oder missratenen Resultaten ihrer Selbstverwirklichung stehen ihr Potenzial, ihre Wünsche, ihre Träume gegenüber, individuell und kollektiv. Auch dem Guten in unserem Menschendasein ist das Bessere nicht nur der sprichwörtliche Feind, sondern als Wegweiser, Leitplanke und Ziel nicht minder Teil unserer Wirklichkeit als der Ausgangspunkt und der Weg.

Als Herausgeber möchte ich mich als Menschenfreund sehen und als Optimisten, eingedenk der Regel, dass das Beste nur hoffen darf, wer auch das Schlimmste zu befürchten versteht. Welch hohe oder betrübliche Meinung wir vom Menschen haben sollen und dürfen, bleibt einstweilen unentschieden, und dies schon darum, weil es *den* Menschen nicht gibt. Gut und Böse lernen wir mit Individuen kennen, und in unterschiedlichen Mischverhältnissen haben fast alle von beidem in sich – was bei unterschiedlichen Gelegenheiten in unterschiedlicher Weise nach aussen tritt. Würde mir neben dieser elementarsten aller Zweiteilungen unserer Artgenossen eine weitere ebenso lapidare abverlangt, fielen meine Wahl auf jene zwischen Menschen, die bei jeder Unklarheit die Gläser lieber halbleer sehen, und Menschen, die es vorziehen, sie halbvoll zu sehen. Aber unter Menschen, nahe und fern, dürfen wir uns immer an die Mehrzahl und die Vielfalt halten, und Montesquieus tröstliches Fazit wollen wir nicht bloss auf die transatlantische Schifffahrt in der Folge des Kolumbus anwenden, sondern auf das menschliche Erkenntnisstreben überhaupt: «Über die neuen Entdeckungen sagte ich: «Für Menschen sind wir ziemlich weit gekommen.»»



Georg Brunold: Handbuch der Menschenkenntnis. Mutmassungen aus 2500 Jahren. Galiani. 416 S., Fr. 56.90

Sprache

Seid stark

Beugen Sie die ganze Präsidentschar.

Von Max Wey

Es gibt schwache Präsidenten, die sich vor schnell einem Druck beugen, und starke Präsidenten mit Rückgrat. Ihnen allen aber ist gemeinsam: Sie werden schwach gebeugt – der Präsident, des Präsidenten und folglich auch: dem Präsidenten, den Präsidenten. So gehört sich das, und so steht es ja auch im Rechtschreibduden. Ich will Sie ja nicht beunruhigen, aber es könnte sein, dass dort dereinst steht: «des Präsidents». Wie komme ich zu dieser aberwitzigen Aussage?

Duden hat schon mal vorgespurt. In Band Nr. 9, «Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle», steht auf Seite 885: «Das Weglassen der Endung im Dativ und Akkusativ Singular ist auch im geschriebenen Standarddeutsch so weit verbreitet, dass es nicht einfach als inkorrekt bezeichnet werden kann.» Als Beispiele sind aufgeführt: Bär, Mensch, Automat, Präsident. Ein weiteres Beispiel findet man auf Seite 364: «des Dirigents». Das schmerzt. Das mag kein taugliches linguistisches Argument sein. Aber wenn es mir doch weh tut in den Ohren! Ich bin als ehemaliger Korrektor dem Duden ja eher wohlgesinnt, aber hier knickt er mir ein bisschen vorschnell ein. Im Duden-Band «Briefe und E-Mails gut und richtig schreiben» wird ausdrücklich davor gewarnt, «dem Jurist» oder «den Prokurist» zu schreiben statt «dem Juristen» und «den Prokuristen».

Die Unterlassung der Deklination ist auch heute schon in gewissen Fällen erlaubt. Beispiel: «Er sprach mit Präsident Macron.» Aber: «Er sprach mit dem Präsidenten Macron.» Oder: «das Verhältnis zwischen Präsident und Senat». So ist keine Verwechslung mit dem Plural möglich. «Dem Präsident»? Wird das überhaupt so geschrieben? Mindestens in Qualitätszeitungen finde ich nichts Derartiges. Gebe ich «laut dem Präsident» in der Schweizer Mediendatenbank ein, erhalte ich keine zehn Belege innerhalb eines Jahres. Für «laut dem Präsidenten» aber über hundertzehn.

Ich möchte Sie also freundlich bitten, den Präsidenten weiterhin schwach zu deklinieren. Ob Bundes-, Gerichts-, Jury- oder Synodalpräsident: Beugen Sie die ganze Präsidentschar. Und nicht nur sie. Beziehen Sie kein Geld am Bancomat, benützen Sie den Bancomaten. Dem Poeten ist nicht geholfen, wenn Sie ihn zum Poet verkürzen. Machen Sie aus dem Idiot einen Idioten. Sie tun damit meinen Ohren etwas Gutes und der deutschen Sprache auch. Seid stark, beugt schwach.